



Manuela Brandstetter

# **Zum organisations- pädagogischen Gestalten von Jugendarbeit**

Das Reden über lokaltypische soziale  
Probleme ländlicher Gemeinden

**BELTZ** JUVENTA

Manuela Brandstetter

Zum organisationspädagogischen Gestalten von Jugendarbeit



Manuela Brandstetter

# **Zum organisations- pädagogischen Gestalten von Jugendarbeit**

Das Reden über lokaltypische soziale  
Probleme ländlicher Gemeinden

**BELTZ** JUVENTA

Die Autorin

Manuela Brandstetter, Jg. 1973, Dr. Phil, ist Privatdozentin für Organisations- und Sozialpädagogik an der Stiftung Universität Hildesheim. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Regional- und Organisationsforschung, Jugend- und Hilfekultur sowie Forschungs- und Entwicklungsplanung zum ländlich-peripheren Raum.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:  
ISBN 978-3-7799-3911-5 Print  
ISBN 978-3-7799-5127-8 E-Book (PDF)

1. Auflage 2018

© 2018 Beltz Juventa  
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel  
Werderstraße 10, 69469 Weinheim  
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Hannelore Molitor  
Satz: Christine Groh, Frankfurt am Main  
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza  
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor\_innen und Titeln finden Sie unter: [www.beltz.de](http://www.beltz.de)

# Inhaltsverzeichnis

|  |     |
|--|-----|
| <b>1. Einleitung und Fahrplan durch die Arbeit</b>   | 7   |
| <b>2. Einführung in das Feld der Community Studies</b>   | 14  |
| 2.1 Hinführung zu einem interaktionistischen Hilfe-Verständnis   | 15  |
| 2.2 Die Bedeutsamkeit des Ortsbezuges  | 17  |
| 2.3 Problematische Implikationen der Gemeinde als Forschungs- und Bezugsgröße                              | 19  |
| 2.4 Hilfe-Prozesse in Community Studies: Forschungs- und Handlungsperspektiven                             | 24  |
| <b>3. Das Forschungsvorhaben – Hilfe für Jugendliche und Familien in ländlichen Gemeinden und Regionen</b> | 27  |
| 3.1 Hinführung zum Hilfe-Konzept bzw. zum Stand der Hilfe-Forschung im deutschsprachigen Raum              | 28  |
| 3.2 Skizze des Forschungsvorhabens   | 31  |
| 3.3 Begrifflich-konzeptuelle Werkzeuge   | 35  |
| 3.4 Methodische Bemerkungen zur Datenanalyse   | 55  |
| 3.5 Gütekriterien der Untersuchung   | 72  |
| 3.6 Fallrekonstruktionen   | 77  |
| <b>4. Die Problemverursachung</b>  | 117 |
| 4.1 Keine Insel der Seligen mehr – Kinder und Jugendliche als ProblemträgerInnen                           | 119 |
| 4.2 Amtsbekannt oder erfolgreich – Jugendliches Sprechen   | 131 |
| 4.3 Zur Hilfe-Praxis in den Gemeinden  | 139 |
| 4.4 Hilfe als (sozialer) Tausch  | 161 |
| 4.5 Vernetzt Sein – Hilfe bedeutet „ein Netzwerk haben“  | 168 |
| 4.6 Das Reden über Hilfen in den Gemeinden – aus Perspektive von Betroffenen und EntscheiderInnen          | 177 |
| <b>5. Zusammenfassende Thesen zur Jugendhilfe und -arbeit in den Gemeinden</b>                             | 206 |

|  |     |
|--|-----|
| <b>6. Fazit: Gestaltungsrezepte für Jugendhilfe und -arbeit in den Gemeinden</b>     | 214 |
| 6.1 Zwischen Funktion und Sinngebung   | 214 |
| 6.2 Professionalismus versus Willkür   | 218 |
| 6.3 Das Verhältnis von Problemursache und -lösung                                    | 219 |
| 6.4 Zwischen Problembefund und Hilfe –<br>Die Entscheidungssituationen von Gemeinden | 221 |
| 6.5 Hilfe-Variationen und Attributionen aus Perspektive von<br>AdressatInnen         | 223 |
| 6.6 Die Verstrickung von Planung und der ihr voraussetzenden Hilfe                   | 225 |
| 6.7 Gestalten per Ursachenkarten   | 226 |
| 6.8 Zur Gestaltung von ungleichheitsbedingenden Strukturen<br>vor Ort                | 228 |
| <b>Literatur</b>   | 236 |

# 1. Einleitung und Fahrplan durch die Arbeit

Schon am Beginn der 1990er verdeutlichte Hans Gängler in seiner Monographie „Soziale Arbeit auf dem Lande“, dass die Gestaltung und Organisation von sozialen Unterstützungsprozessen in ländlichen Gemeinden einer Differenzierung entlang von kommunalen bzw. regionalen Parametern bedürfe. So schreibt er, dass es nur mit einer daran ausgerichteten Theorienbildung und Forschung gelingen kann, „die besondere Rolle der ländlichen Sozialbeziehungen im Kontext sozialpädagogischer Hilfen besser zu erfassen und damit auch eine Reduzierung auf den infrastrukturellen Aspekt der Versorgung zu vermeiden.“ (Gängler 1990, S. 17) Weiters führte er aus, dass es der Theoriediskussion der Sozialpädagogik insgesamt an einer Reflexion über Regionalität fehlt und dass die Fragen nach sozialpädagogischen Hilfen in ländlichen Regionen tendenziell enggeführt behandelt werden (vgl. ebd. 1990, S. 17). Damit wandte er sich – lange vor dem Spatial Turn (Csàky 2009) – gegen die Kategorisierung von ländlichen und damit benachteiligten, nicht-modernisierten oder bildungsfernen Gebietskörperschaften, die man mittels empirischer Durchdringung allein nicht verhindern könne. Dafür bedürfte es – wie er festhielt – differenzierender Werkzeuge, die aus unterschiedlichen Bezügen kommen und die mit sozial- und erkenntnistheoretischen Konzepten fundiert sein sollen, so Gängler 1990 und auch Thiersch 1990 (vgl. dazu auch Reutlinger 2009; Haller 2009; Werlen 2009). Weil Regionalität und Kommunalität immer etwas mit kulturellen Charakteristika (vgl. dazu Chassé 1996) zu tun haben, müsse man dafür solche gedanklichen Instrumente bereitstellen, die es ermöglichen, den „Eigensinn konkreter Lebensverhältnisse“ (Thiersch 1990, S. 5) von innen her verstehend zu erfassen. Eine rein „funktionale Bestimmung“ (Gängler 1990, S. 23) genügt an dieser Stelle nicht, gilt es doch – wie Gängler (ebd.) in Anlehnung an Arbeiten Geigers (1932, S. 77) festhielt – die „unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen [...] im Ensemble den Typ des Lebensduktus und [...] der Mentalität“ (ebd.) zu beschreiben.“

Auch jüngere sozialpädagogische Arbeiten beziehen sich vielfach auf diese damals schon erhobene Forderung nach einem Perspektivenwechsel bei der Betrachtung ländlicher Räume generell. In aktuelleren Arbeiten ist hier die Rede von einer notwendigen Gestaltung und Planung angemessener Räumen für Kinder und Jugendliche, von neuen Raumentwürfen, die in ihrer sozial- und organisationspädagogischen Bedeutung zu betrachten sind, sowie von neuen Qualitäten, denen die Konzepte offener Jugend- und Bildungsarbeit insgesamt geschuldet sind (vgl. dazu Sting 2001; Heimgartner/Gspurnig 2011; Lenz/

Schröer/Böhnisch 2009). Es brauche der Berücksichtigung der Kategorie des sozialkulturell geprägten Raums im Sinne angeleiteter sozial- und kulturwissenschaftlicher Reflexion – so auch die Kernaussage der dem Spatial-Turn verschriebenen kultur- und geisteswissenschaftlichen Arbeiten (vgl. Catky 2009).

Nun ist diese vorliegende Untersuchung aber nicht dem Spatial Turn im engeren Sinne genauso wenig wie der Agorozoologie, der geographischen Entwicklungsforschung oder der vornehmlich kultur – und sozialanthropologischen Auseinandersetzung gewidmet. Vielmehr zielt sie darauf ab – beruhend auf sozialtheoretischen Konzepten – zu verwirklichen, was innerhalb der Sozial-, Organisations- und Integrationspädagogik nunmehr als „die Gestaltungsaufgabe von sozialen Räumen in ihrer Gesamtheit“ (Autrata 2008, S. 34; vgl. Autrata 2006) in den Fokus genommen wird. Nicht länger geht es um die Lösung sozialer Probleme sondern systematische empirische Forschung am Sozialen Raum sowie epistemische Paradigmenerweiterung bildet das Anliegen, in der es sowohl um Gestaltungsimpulse im allgemeinen als auch um ableitbare Bildungskonzepte im engeren Sinne geht. Die Frage, wie in bestehenden Körperschaften wie Gemeinden (oder auch Regionen) Jugendprobleme und -hilfen empirisch durchdrungen und wie sie – basierend auf den daraus gewonnenen Erkenntnissen – sozial- und organisationspädagogisch gestaltet werden können, ist interessierend. Daraus ableitbare Handlungsansätze – mit Schütz (1972) gesprochen – sogenannte (Gestaltungs-)Rezepte, die sich in den Gemeinden abheben oder aus ihnen entwickeln lassen, bilden das Anliegen.

Konkret werden dazu in dieser Studie die im lokalen Verbund zum Vorschein kommenden Redeweisen zu Jugend- und Familienproblemen und -hilfen in den Blick genommen. In Gestalt einer „Multiple Case Study“ zu insgesamt 4 Gemeinden<sup>1</sup> wird empirisch durchdrungen, was von Entscheidungsträger/innen, Expert/innen, Helfer/innen und Jugendlichen in den selbst als „ländlich“ kategorisierten Gemeinden als „problematisch“ sowie als „gelungen“ an existierender Hilfe dargestellt wird (vgl. Brandstetter 2015). Vor dem Hintergrund sozialtheoretischer Konzepte Pierre Bourdieus, die ja Fragen des sozialen Wandels systematisch ermöglichen, geht es darum herauszuarbeiten, welche organisations- und sozialpädagogischen Implikationen sowie welche Gestaltungsrezepte sich aus den Problemdefinitionen und Hilfeansätzen in den untersuchten Gemeinden schließen lassen. Die gemeinhin vor den Planungen und Lösungen kommunaler Sozialpolitik stehenden lokaltypischen Diagnosen bzw. die hieran anschließenden Hilfen (vgl. Brandstetter/Stemberger 2011) werden

---

1 In der Publikation des Arlt Instituts unter der Herausgeber/innenschaft von Manuela Brandstetter, Tom Schmid und Monika Vyslouzil wurde eine Auswahl von insgesamt 16 Community Studies aus der Sozialen Arbeit (erschienen 2011 im LIT-Verlag) in Gestalt mehrerer Buchbeiträge und Werkstattberichte dargestellt.

zu diesem Zweck konversationsanalytisch auf etwaige Parallelen und Differenzen untersucht. Das auf diesem Weg gewonnene Wissen zu Rezepten (vgl. Schütz 1972) einer möglichen Einflussnahme sowie zur Gestaltung dieser Gemeinden aus der Untersuchung abzuleiten und diese letztlich in organisations- und sozialpädagogische Empfehlungen zu überführen, bildet das Ziel dieser Metaanalyse zu vier Single-Case-Studies.

Dabei ist Hilfe – etymologisch betrachtet – zu verstehen als ein sozialpädagogisches Konzept, welches auf das Verb „helfen“ zurück geht, das wiederum semantisch in der Nähe von „Stützen und Unterstützen“ liegt (vgl. Gängler 2001, S. 772 in Anlehnung an Kluge 1975, S. 302). Gängler (ebd.) bezieht sich dabei auf die beiden einander widersprüchlich gegenüberstehenden Hauptbedeutungen des Begriffs, die s. A. n. beim Beistand/der Unterstützung zum einen und bei der Förderung zum anderen sich in sich verlaufen (in Anlehnung an Grimm/Grimm 1877, S. 1323). Er konstatiert also eine dem Hilfebegriff immanente Bedeutungs-dichotomie<sup>2</sup>, die sich aus der klassischen Traditionslinie von (amtlicher) Sozialarbeit (vgl. Sting 2011) zum einen sowie aus einem sozialpädagogischen Kern mit erzieherischer Tradition zum anderen zusammensetzt.

Georg Simmel (1908) hat das von Gängler aufgegriffene skizzierte „ambivalente Grundmotiv“ (Gängler 2001, S. 772; Brandstetter 2010) ursprünglich benannt, aber dennoch die Hilfe als Interaktionsform zu einem relevanten Ausgangspunkt seiner Kritik der Moderne gemacht. So äußert sich die von ihm konstatierte Widersprüchlichkeit nicht nur in zum Teil undurchsichtigen Hilfe-Strukturen sondern auch in einer gewissen interaktionsbedingten Paradoxie (professionellen) helferischen Handelns selbst, die für die moderne und vor allem die organisierten Hilfe-Formen gilt. Darin liegt auch der Grund für die Wahl des Hilfe-Konzepts in dieser Untersuchung, sprachen doch die AuftraggeberInnen in den ausgewählten Gemeinden am Beginn für gewöhnlich nur von „Kinder- und Jugendhilfe“ im klassisch sozialarbeiterischen Sinne von Fürsorge (vgl. Sting 2011) und unterschieden sie die Hilfe in der Regel nur von dem, was an Pädagogik (in der Schule) vor Ort geleistet wird.

Dieses Phänomen nimmt die vorliegende Studie zum Ausgangspunkt, weil von Beginn der Analyse an die Wissensdefizite rund um Jugend- und offene Bildungsarbeit bei den AuftraggeberInnen fest standen und in den Forschungsaufträgen der einzelnen Gemeinden durchwegs sichtbar geworden waren. Die Angebote außerhalb der Organisationsbereiche „Fürsorge“ und „Schule“ – in Entscheidungsgremien unterhalb der zentralen Landesverwaltung pauschal als

---

2 In jedem Fall aber wohnt dem Hilfebegriff eine Begrenzung inne, auf die sich auch andere Arbeiten in der Hilfe-Forschung beziehen. Allen voran wäre hier Josef Scheipl (2005) zu nennen, Rainer Paris (2008), Hans Geser (2008) und auch Stephan Wolff (1981/1983) in frühen Hilfe-Forschungen aus den 1980ern.

„Jugendarbeit“ tituliert – standen in der Regel vor kommunalpolitischen Legitimationsproblemen und wurden nicht als Teil einer umfassenden Bildungsarbeit verstanden und schon gar nicht als „Recht auf Bildung“ (Scherr 2002) betrachtet. „Jugendhilfe“ war hingegen in allen Gemeinden einfach die einende Formel für Leistungen „öffentlicher Subvention“ an Jugendlichen bzw. deren Familien. Empirisch soll nun also durchdrungen werden, wie diese „Hilfe“ und ihre dazugehörige Problemförmigkeit (Simmel 1908) gegenwärtig in Gemeinden (des ländlich-peripheren Raums) aussieht, welche Sprachbilder sich hierzu finden und wie sie beschrieben werden.

Die Hilfe nun vorab aus der problematischen begrifflichen Engführung von Hilfe und Problem zu lösen und sie differenzierter entsprechend des Standes im Bildungsdiskurs dar- bzw. herzustellen, bildet hier eine berechnete Forderung. Wie aber auch schon Bonß/Wolff (1985) richtungsweisend in ihren frühen Gemeindestudien herausgearbeitet haben, existieren in Gemeinden aber für gewöhnlich und praktisch wirksame Alltagstheorien, denen man mithilfe theoretisch oder empirisch begründeter Widerlegungsversuche so nicht einfach begegnen kann. Die gängigen epistemisch wirksamen Sprachbilder zu Problemfeststellungen und dazugehörigen Hilfen sind oft – so die frühe Arbeit der genannten Autoren – das Resultat verschiedener weltanschaulicher oder sonstiger soziokultureller Prägungen. Denen muss man zuvorderst in ihrer Entstehung und ihren unterschiedlichen kommunalen sowie regionalen Ausprägungen auf den Grund gehen, will man in einem nächsten Schritt Praxen zur Gestaltung derselben ableiten, so die Empfehlung der Autoren.

Insofern ist dieses Vorhaben, aus den existierenden Problembetrachtungen und Hilfen Ableitungen zu einer Gestaltungspraxis von Jugendarbeit von und in Gemeinden zu entwickeln auch anschlussfähig an jüngere Arbeiten der Sozial- und Organisationspädagogik, die Räume als solche Orte sehen, die in erster Linie Ziele der Subjekt- und Gemeinschaftsbildung erfüllen (vgl. Wexler 1994; Sting 2001; Reutlinger 2009, S. 104; Göhlich 2009). So meint ja ein organisationspädagogischer Begriff von „informal education“ (Dewey 1916, S. 181 zitiert nach Göhlich 2009, S. 253) dass „social fellowship, recreation and education“ immer in Organisationen gebündelt vorliegt und dass das „eine Erfahrung machen im Sinne Deweys stets in einer sozialpädagogischen Arena mit der dringlichen Qualität eines Freizeitangebots“ (ebd., S. 252) stattfindet. Bildung im Sinne einer Organisationspädagogik zielt also ab auf die Ausstattung und die Arrangements indirekter Steuerung solcher Settings, in denen es nie nur um „reines Mitmachen“ (ebd.) sondern eben auch um das o. g. Gestalten oder auch um das Verwirklichen „eigensinniger Nutzungen“ (ebd.) geht. Bildungsorte sowie gesellschaftliche, qua sozialer Ungleichheit vordefinierte Bildungserwartungen sowie aktive Selbsttätigkeit werden hier als in das Konzept eines Bildungsprozesses unmittelbar als eingeschlossen gesehen. Damit ist Bildung ein weit über das Hilfekonzept hinausreichender Begriff.

Insofern ist diese Arbeit dem „Offenlegen derjenigen komplexen sozialen Mechanismen, die im Hilfe- sowie Bildungs- und Erziehungswesen wirksam sind“ (vgl. Sting 2016) und die auch innerhalb von Gemeinden zur Reproduktion sozialer Ungleichheit beitragen, geschuldet, stellt doch das Sichtbarmachen jener verdeckten Zusammenhänge sozialer und kultureller (Re-)Produktionen, die sich hinter dem beschriebenen tendenziell undifferenzierten Hilfeverständnis verbergen, das Hindernis dafür dar, dass ein kommunales Auseinandersetzen mit Bildung bisher umgesetzt wurde (vgl. Bremer 2006; Bittlingmayer/Bauer 2006). Es geht also zum einen um eine dem dialektischen Verhältnis von Raum und sozialer Entwicklung geschuldete Analyse von Hilfearbeit, die Bildung als eine sich überlappende Schnittmenge versteht bzw. als eine Tätigkeit, die auch organisierte Geselligkeitsdimensionen mit in den Blick nimmt. Zum anderen ist – anders als im Konzept der Hilfe – grundsätzlich die freie Selbsttätigkeit der Kinder und Jugendlichen im Fokus. Bildung als „mehrdimensionales Geschehen im sozialen Raum führt zu einer topographischen Perspektive, die die bisher eher temporal und biographisch ausgerichtete Betrachtung von Bildung ergänzt“, wie Sting (2016, S. 120) einen umfassenden Bildungsbegriff ausformuliert.

Mit dem Fokus auf einen so verstandenen Begriff von Bildung zeigt sich, dass damit auch ein „reflexives Selbstverhältnis“ (Scherr 2008, S. 141 zitiert nach Sting 2016, S. 122) angesprochen ist, in welchem Subjekte wie auch Gruppen und Organisationen ihre Sinnstiftungen, ihre sozialen Teilungen sowie ihre aktuellen Praxen zum Gegenstand der Reflexion machen (vgl. ebd.).

Dieses Bildungskonzept sowie eine so ausgerichtete Bildungsarbeit könnte zwar grundsätzlich in Gemeinden passieren, ist aber keinesfalls von diesen abhängig. Vielmehr wäre es – idealtypisch gesprochen – so zu verstehen, dass Gemeinden dieses Verständnis von Bildungsarbeit im Sinne einer lernenden Organisation als „Aneignungskultur“ vermutlich größtenteils erst verwirklichen (lernen) müssten.

Vor dem Hintergrund dieser Annahmen nimmt die Forschung also die vor Ort auffindbaren Redeweisen rund um Jugendprobleme und -hilfe in den Blick. Entlang ausgewählter wissenssoziologischer Parameter aus der Bourdieuschen Bildungssoziologie sowie aus seiner Sozialtheorie werden die Auffassungen und das vorliegende Wissen zu Jugendarbeit in Gemeinden untersucht. Darauf beruhend wird dargestellt, wie Soziale Arbeit – unter den herrschenden Bedingungen – gestaltend Einfluss in Gemeinden nehmen könnte.

Insofern wird in einem ersten Schritt ein Brückenschlag zu einer in Vergessenheit geratenen Traditionslinie der Sozialen Arbeit vorgenommen: der der Community Studies, die seit dem Entstehen der Soziologie als junger Disziplin generalisierbare Findings zu Fragen von Gemeindeproblemen und Wegen der Abhilfe (vgl. Warren 1973) formuliert hat. Anschließend wird in das Design der gegenständlichen Forschung eingeführt, indem die Rahmenbedingungen und

Ausgangssituationen der Single-Cases offen gelegt werden. Die epistemischen Werkzeuge, die auch letztlich die Ableitung gestaltungsrelevanter handlungstheoretischer Schlussfolgerungen zulassen, bilden sodann das Thema. Die Konzepte „Praxis“, „Feld“, „Doxa“ und „Habitus“ stehen dabei im Zentrum, um daraus im Zuge der Analyse sowie in der Beantwortung der Forschungsfrage relevante Blickwinkel für Gestaltungsfragen zu ermöglichen. Forschungspraktische Schritte sowie das Vorgehen im Zuge der Konversationsanalyse nach Harvey Sacks (1972) bilden die nächsten Etappen der Darstellung. Die Fallrekonstruktionen zu den Gemeinden Königsleiten, Willendorf, Liebengrund und Himmelshofen verdeutlichen den Kontext der Forschungsauftragsvergabe sowie allgemeine raum- und kultursensible Rahmungen. Sie bilden den Ausgangspunkt für die Darstellung der aus der Konversationsanalyse gewonnenen Erkenntnisse zur Frage: „Inwieweit existieren gemeindespezifische Vorstellungen von außerfamiliärer Jugendhilfe bzw. solche für einzelne Gebietskörperschaften charakteristischen Unterstützungs-Praxen? Wie variieren soziokulturelle Deutungen und auch politische bzw. behördliche Gestaltungsweisen dazu?“. Die Einblicke in die Problemthematisierung, in die konstruierten -verursacherInnen vor Ort, in die gewachsenen Hilfen aus der Perspektive von HelferInnen und AdressatInnen aus den Gemeinden, in die Phasen der Hilfe sowie die Bewertung von Erfolg und Scheitern von Unterstützungsprozessen bildet den Bogen der analytischen Auseinandersetzung mit „Gemeinden“ als Forschungsfelder. Insofern folgt im resümierenden Teil der Arbeit die Ausdeutung der Ergebnisse mithilfe von Theorien der neo-institutionalistischen Organisationsanalyse und Organisationspädagogik um zum einen transdisziplinär zu entsprechenden Deutungen aber auch zu alternativen Gestaltungsszenarien (im Sinne Karl Weicks 1985 und auch Autratas/Scheus 2008) zu gelangen, die anschlussfähig sind an das eingangs genannte Konzept der Selbstbildung (vgl. Sting 2016). Zum anderen werden auch Verstehens- und Deutungsangebote für (lernende) Kollektive in Gestalt von Organisationen bzw. Institutionen und Gemeinden selbst formuliert, die analog zu subjektiven Bildungsvorgängen wirksam werden. So ist ja die Fertigkeit zur Bildung von Subjekten in derselben Weise zu verstehen wie bei Gemeinden, die auch – sofern sie sich als (lernende) Organisation begreifen – sich selbst thematisieren und reflektieren können.

In dieser Arbeit geht es also nicht um Bildungsherausforderungen für Jugendliche. Vielmehr sind es die Gemeinden selbst, die sich vor Bedingungen des Wandels wieder finden und die selbst Bildungsprozesse durchlaufen, um in den veränderten Umwelten (vgl. Schroer/Böhnisch 2006, S. 151), in den Standortwettkämpfen, im Ringen um einen „guten Ruf“ mithalten zu können und die

zu einem Erkennen<sup>3</sup> kommen müssten. Sie selbst – und nicht unbedingt die Jugendlichen oder thematisierten Familien – sind/waren es, die sich in der Ver-räumlichungsfalle sahen (ebd.).

Der Frage, wie man nun solche kollektiven AkteurInnen befähigt, ihre Unsicherheiten bewältigen und wie man Reflexion und Zweifel zu einer Bildungsherausforderung macht, ist das Fazit der Arbeit geschuldet, welches – nahe den neo-pragmatischen Arbeiten aus der Organisationsforschung und -pädagogik – Lernen und Bildung nicht auf Subjekte bzw. einzelne OrganisationsteilnehmerInnen beschränkt. Nicht die Jugendgemeinderätin, der Bürgermeister, die Ressortführende stehen im Zentrum, sondern eine Gemeinde als Gesamtes bildet hier die interessierende Gruppe.

Zuvorderst aber geht es um die Community Studies und ihre Tradition zwischen den Fächern der Soziologie, der Pädagogik und der Verwaltungslehre, wie sie seit dem frühen 20. Jahrhundert von US-amerikanischen SozialforscherInnen etabliert und für Erkenntnisse auch zu allgemeinen sozialen Fragen eingesetzt wurde.

---

3 Vor diesem Hintergrund initiierten die AuftraggeberInnen auch die jeweiligen Single-Case-Studies in Gestalt der der Forschung voran gegangenen Auftragsstudien.

## 2. Einführung in das Feld der Community Studies

Die Anfang des 20. Jahrhunderts entstandenen, ersten bedeutsamen empirischen Arbeiten der jungen amerikanischen Sozialwissenschaft waren zu einem erheblichen Teil Gemeindestudien (vgl. Zoll 1972, S. 29). Untersuchungen wie Belleville, Streetcorner Society, The Gold Coast and Slum, Middletown, Yankee City u. v. a. verdeutlichen, dass diese Community Studies zum Ziel hatten, gesellschaftlich Typisches in solchen dafür als charakteristisch geltenden Gemeinden zu beforschen (vgl. Häußermann/Siebel 2004, S. 80).

Im deutschsprachigen Raum ist es weder in den Sozialwissenschaften, noch in einem anderen verwandten geisteswissenschaftlichen Fach zu einer Konjunktur für die Gemeinde als Forschungsfeld<sup>4</sup> gekommen. Hier überwiegen Gemeindeuntersuchungen, die sich thematisch auf infrastrukturelle und sozialplanerische Kommunalfragen beziehen (vgl. Werlen 1988, S. 14).

Ein vergleichbarer Befund ist auch im Hinblick auf die Bedeutung und den Stellenwert von Gemeindethemen in facheinschlägigen Diskursen der Sozialen Arbeit zu legen. Während sich in UK-Kontexten durchaus eine Orientierung an den Gemeinden in Gestalt einer „Communal Philosophy“ (Heraud 1970; Rice 1999 zitiert nach Saltman et al. 2004, S. 528) durchsetzte und „Care“ (Brückner 2004) dabei vielfach an kommunale Kontexte angelehnt beforscht wird und wurde, blieb im deutschsprachigen Raum die Gemeinde mit den jeweils spezifischen Hilfe-Strukturen marginal behandelt. Wenn Fragen von Community Work hierzulande thematisiert wurden, dann passierte dies vielfach in Gestalt von Ausläufern einer (klassischen) Kritik an unpolitischem, weil individualisierendem Case Work (vgl. Müller 2006). Community Work nahm in deutschsprachigen Arbeiten zur Geschichte und Methodik des Helfens (Rauschenbach 1999) insgesamt wenig Raum ein. Erst mit den lebensweltorientierten Ansätzen H. Thierschs und mit den sozialpädagogischen Arbeiten zur Raumtheorie (vgl. Böhnisch 1992/1996; Böhnisch/Schröer 2006; Deinet 1991/2005.; Bilstein 2006; Kessl/Reutlinger 2008; Reutlinger 2009) wird seit den späten 1980ern der vernachlässigten Beschäftigung mit dem Raumbegriff (vgl. Scheibelhofer 2011,

---

4 So verweist Zoll (1972, S.30) auf eine „auffallende Ähnlichkeit“ der in Praxis und Forschung bestehenden Probleme bei der Durchführung von Community Studies für verschiedene Fächer und für den deutschsprachigen wie angloamerikanischen Raum gleichermaßen, aber auch darauf, dass die Geschichte der Gemeindeforschung weder zeitlich noch von der Zahl und den Themen her bemerkenswerte Parallelen zeigt.

S. 27), sowie in theoretischen und anwendungsbezogenen Fragen<sup>5</sup> der Sozialen Arbeit begegnet (vgl. Reutlinger 2009, S. 93).

Ähnlich wie die ersten Community Studies der angloamerikanischen Soziologie sich mit Fragen der Ungleichheit, der Verelendung breiter Bevölkerungsteile, der „großen und neuen gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik“ (Häußermann/Siebel 2004, S. 19) seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts auseinandersetzten, zielt die in dieser Untersuchung interessierende Forschungsfrage auf die Gemeinde als Forschungsfeld ab. Aufgrund ihrer feldnahen Orientierung erlauben Community Studies bedeutsame Einblicke in die konkreten Lebenslagen der Subjekte, sowie in institutionelle Gestaltungsfragen. Vor dem Hintergrund eines Konzepts der Organisationsgesellschaft (Perrow 1989, S. 4) sind Gemeinden als Gebilde zu sehen, die u. a. Hilfe und Bildung für junge Menschen und Familien bereitstellen, gestalten und letztlich organisieren helfen sollen. Insofern sind auch soziokulturelle Fragen und solche der Neuthematisierung von Raum, Lokalität und Regionalität elementar, erlauben sie doch Einblicke in jene Prozesse, wie Problemwahrnehmung sich gestaltet bzw. wie sich in Gemeinden Themen etablieren und wie sich Beziehungsgefüge qua Hilfe herstellen oder auch maßgeblich verändern. Hilfe als jene soziale Praxis, die – wie alle Praxen – stets an einen Ort gebunden ist bzw. von diesem ausgehend betrachtet werden muss, steht im Zentrum dieser vergleichenden Gemeindestudie. Dabei werden jüngere raumsoziologische, sowie sozialraumpädagogische Erkenntnisse gemeinsam mit Fragen der Gemeindeforschung René Königs und der Organisationsanalyse Karl Weicks in Zusammenhang gebracht und empirisch untersucht. Wie sich die soziokulturelle Gemeindekonzeption René Königs, die Prämissen sozialpädagogischer Raumforschung, ausgewählte epistemologische Grundlagen, sowie die eingangs genannten Bildungskonzepte mit dem Hilfebegriff argumentativ verbinden lassen und welche sozial- und organisationspädagogischen Ableitungen sich als „Gestaltungsrezepte“ (im Sinne Schütz' 1984) daraus ableiten lassen, bilden den inhaltlichen Bogen.

## 2.1 Hinführung zu einem interaktionistischen Hilfe-Verständnis

In dieser Arbeit ist Hilfe zu verstehen als in und durch Interaktionen räumlich situiertes (Prozess-)Handeln von zwei oder mehreren wechselseitig in ihren Erwartungen aufeinander bezogenen Akteuren im Bogen eines Hilfe-The-

---

5 Das Handbuch „Sozialraum“ ist an dieser Stelle als richtungsweisender transdisziplinärer Aufriss zu nennen, der die zu diesem Zeitpunkt wesentlichen Wissensbestände aus unterschiedlichen Forschungs- und Theorieperspektiven sammelte, strukturierte und dem Fach überantwortete.

mas (vgl. Schüle 1983). So gesehen unterliegt sie spezifischen Bedingungen, wie dies Stephan Wolff (1983) zu einem für erfahrungswissenschaftliche Analysen zugänglichen Begriff der Hilfe-Interaktion ausformuliert hat. Es geht dabei um das Hilfe-Handeln als eine gesellschaftliche „Praxis der Herstellung von Fürsorglichkeit“ (ebd.) und nicht als Produkt oder als „Dienstleistung“ (vgl. Gross/Honer 1995, S. 321). Nicht die Intervention (vgl. Kaufmann 1999) oder der (vermeintliche) Erfolg einer solchen bzw. das jeweils spezifische Vorgehen einer bestimmten Profession steht hier im Vordergrund. Vielmehr zielt ein interaktionistisches Hilfe-Konzept auf die wechselseitig miteinander verschränkten Perspektiven von Handelnden ab. Es geht um die auf Gegenseitigkeit ausgerichtete Praxis mehrerer, mehr oder weniger eng gekoppelter AkteurInnen, welche Helfen als „permanentes Bemühen um eine den gegebenen Verhältnissen ‚angemessene‘ Fürsorge“ (Wolff 1981, S. 27) in den Blick nimmt. In diesem Sinne verstanden ist Helfen auch immer an Raum gekoppelt, weil sich (helfende) Praxis immer in einem bestimmten (wenn auch virtuell denkbaren) Platz ausbreitet und dabei derjenige „Ort“ (Bourdieu 1987, S. 153) ist, welcher Helfen als Handeln überhaupt erst für erfahrungswissenschaftliche Analysen zugänglich macht. So ist in Anlehnung an Bourdieu ja grundsätzlich bei allen empirisch erfassten Handlungen von „Praxen der AkteurInnen“ (ebd.) zu sprechen, welche grundsätzlich in einem bestimmten Raum Platz ergreifen und dort analysierbar werden. So ist eine Praxis immer derjenige Ort,

*„an dem sich Akteure begegnen und an dem sie unhintergebar darauf zurückgeworfen werden, sich innerhalb eines relationalen Geschehens zu positionieren und dieses Geschehnis zu reproduzieren“ (ebd.).*

Ein derart verstandener Hilfe-Begriff impliziert notwendigerweise einen Bezug zur Räumlichkeit, der bei dieser Untersuchung im Fokus steht. Raum nimmt dabei nicht den Status einer erklärenden Variable für soziale Prozesse ein (wie Friedrich Ratzel und seine Nachfolger im Rahmen der frühen Humangeographie dies festgehalten haben; vgl. dazu weiters Schroer 2009, S. 359), sondern ist auch in Anlehnung an Bourdieu (1997, S. 186) als Zusammenwirken von physischer und sozialer Wirklichkeit zu verstehen. So schreibt sich letztere in die physische Welt des Raums permanent ein, wodurch sie oft von der räumlichen Physis nicht mehr zu unterscheiden ist (vgl. Bourdieu 1997, S. 186). Dadurch wird ein „Naturalisierungseffekt“ (ebd.) geschaffen, der uns Raum als quasi-natürlich bestehende Größe wahrnehmen lässt. Damit ist ein zentrales Erkenntnisproblem in Zusammenhang stehend. Ein Raumbezug, der – wie bei vielen soziologischen Community Studies – Räume als Gegebenheiten versteht, die dem Sozialen in gewisser Weise vorstehen, ist an dieser Stelle hinderlich. Viele Studien, auch solche der Chicagoer Schule als Klassiker der Community Studies, weisen Züge solcher Naturalisierungen auf, welche den Raum als „Biotop“

fassen (vgl. Schroer 2009, S. 363). Innerhalb der Sozial- und Organisationspädagogik wurde hier schon vergleichsweise früh das komplexe Geflecht aus Interaktionen in ihren jeweils territorial- und humangeographischen Bezügen systematisch in den Blick genommen. Unter Sozialräumlichkeit versteht man solche Bezüge, die – anders als Landkarten – soziale Orte umfassen. So sind virtuelle gleichermaßen wie face to face bezogene Netzwerke, Freundschaften, Familien mit und ohne territorialer Fixierung unter dem Konzept der „sozialräumlichen Bindung“ zusammengefasst. Soziale Räume im Sinne eines in der Kultur- und Sozialanthropologie verstandenen Cultural Area-Konzepts sind dabei als solche Körperschaften zu verstehen, die sich auf jeden Fall durch ihr topographisches Substrat gleichermaßen wie durch ihre sozialen Praxen definieren. So hat die sozialpädagogische Raumforschung eine spezifische Heuristik ausgearbeitet, die zeigt, was Forschung leisten können muss, will sie einem so gefassten komplexen Verständnis von Regionalität und Lokalität folgen. Das bringt Christian Reutlinger (2010, S. 104) folgendermaßen auf den Punkt:

*„Sozialpädagogische Raumforschung ist immer in einer Analyse der jeweiligen sozialen, historischen, diskursiven und territorialen Kontexte verankert, da es darüber gelingt, ihrer erkenntnistheoretischen Prämisse einer konstitutiven Gleichzeitigkeit von Raumkonstruktion und Raumordnung gerecht zu werden“ (ebd.).*

Reutlinger arbeitet hier heraus, dass und wie der territoriale vom gedachten oder sozialen Raum analytisch getrennt werden muss. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass ja nicht nur die alltagstheoretische, sondern auch die wissenschaftliche Vorstellung vom Räumlichen sich letztlich nicht vollends vom Territorialen lösen kann, wie es den Sozialwissenschaften entgegenkäme (vgl. Böhnisch/Schröer 2012, S. 121). Gerade weil das Räumliche in die Natur des Menschen stets hineinreicht, wie in weiterer Folge dieser Arbeit noch herausgestrichen wird, und es dadurch soziologisch nie vollständig erschließbar ist, macht die Trennung eine empirische Betrachtung zumindest als Momentaufnahme möglich. Zuvorderst geht es aber um den Ortsbezug und Bedeutung von raumbezogenen Forschungsthemen im Kontext der allgemeinen Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften, um später bei Bourdieu erkenntnistheoretischen Ableitungen die Frage nach räumlicher Bindung neu stellen zu können.

## 2.2 Die Bedeutsamkeit des Ortsbezuges

Gegenwärtig steht aber auch nach dem „Spatial Turn“ (Csáky 2009) der Stellenwert von raumbezogenen Themen insgesamt innerhalb der Gesellschafts- und Kulturwissenschaften in Frage. So spricht man einerseits davon, dass geographische Nähe und Entfernung an Relevanz verloren haben, dass Ortsgebun-

denheit und Nachbarschaft nach und nach zu unbedeutenden Größen geworden seien. So geht Luhmann (1995) von einer abnehmenden Bedeutung räumlicher Differenzierungen für die Erklärung gesellschaftlicher Entwicklungen aus. Wie einst Simmel (1908) die „Macht des Raumes“ mit der Moderne als relativierte Größe betrachtet wissen wollte und von einer permanenten Überschätzung desselben schrieb, räumte auch Roland L. Warren (1970, S. 27) als ein klassischer Vertreter einer Soziologie der Gemeinde und der Gemeinwesenarbeit ein, dass die wachsende Vergesellschaftung der Menschen wohl weniger auf jener der Basis des gemeinsamen Wohnortes<sup>6</sup> (wie etwa unter NachbarInnen) erfolge, sondern zunehmend auf der Grundlage gemeinsamer beruflicher oder anderer Interessen. Insgesamt aber argumentieren die Kultur- und Gesellschaftswissenschaften bei der Fassung des Raums als empirischer Begrenzung, sowie als zu beforschendem Feld durchaus ambivalent: Während einerseits bestimmte Diskursstränge die „Emanzipation vom natürlichen Raum“ (Schroer 2009, S. 356) als Charakteristikum von Gegenwartsgesellschaften in den Vordergrund stellen, streichen andere heraus, dass es eine neuerliche Themenkonjunktur und Bedeutungssteigerung des physisch-materiellen Raums gäbe, bei gleichzeitiger Weigerung, dem Raum an sich einen eigenständigen Einfluss auf soziale Prozesse zuzuschreiben (vgl. ebd., S. 359; Scheibelhofer 2011).

Trotz des Umstandes, dass Fragen sozialer Ordnung (auf unterschiedlichen Ebenen gesellschaftlicher Wirklichkeit) offensichtlich gut und gelungen an die Gemeinde als Forschungs- und Erkenntnisgröße anschlussfähig sind, zeigen sich die Diskurse zu Community Studies aber insgesamt durchsetzt von methodischen und technischen Problemen (vgl. Hahn et al. 1979; Brauer 2005). Quer zu den Fächern werden immer wieder jene Mängel in den überlieferten Theorien zur Gemeinde- und Regionalforschung in umfangreichen Be- und Abarbeitungen (Christaller 1933; Fuchs 1983) in den Vordergrund gestellt, die schon bei der Begriffssetzung „Gemeinde“ beginnen.

---

6 Da sich BürgerInnen in der Freizeit und in politischen Aktivitäten häufiger auf Basis spezieller Interessen zusammenfinden, ist die Gemeinde selbst in „engagierten“ Gebietskörperschaften nicht (mehr) die zentrale strukturbildende Kategorie, argumentierte Warren (1970, S. 27), womit er nur manchen Gemeinden auch den Status eines Kulturraums zuschrieb, anderen hingegen nicht.

## 2.3 Problematische Implikationen der Gemeinde als Forschungs- und Bezugsgröße

Die Probleme der Gemeindestudien werden zuvorderst mit dem Konzept der Gemeinde selbst in Zusammenhang stehenden theoretischen Implikationen gebracht (vgl. König 1972, S. 9). Selbst Warren (1970, S. 18) als Vertreter des Gemeindeforschungs-Ansatzes stellte die Frage, wie etwas, das „*vorerst nur eine politisch-juristische Festlegung*“ (ebd.) ist, zu einer sozialwissenschaftlichen Kategorie und damit zu einem eigenständigen Forschungsfeld werden kann. Vielfach beschränken sich ja Gemeindestudien darauf, dass man den bloßen Nachweis der (oft prekären) Lebensverhältnisse in diesen Zonen erbringt und den Deutungen und Aneignungsweisen der BewohnerInnen kaum Gewicht verleiht. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten von Texten, die „*Lage der Bewohner zu beschreiben und mit einem Ruf nach Politik, die die Verhältnisse zu verändern habe, zu beschließen*“ (Neckel 1997, S. 79). Gemeindestudien sind also oftmals auch von einem substanzialistischen Raumverständnis so durchsetzt, dass man „*Wohnräume als Fallen*“ (Schroer 2009, S. 363) erfasst. In solchen Studien werden Räume zu Gegebenheiten, die dem Sozialen in gewisser Weise „*vorgelagert*“ (ebd.) sind. Stattdessen gilt es Räume und Gemeinden als solche sozialen Phänomene zu betrachten, die *im* Handeln und Erleben von AkteurInnen, also in sozialer Praxis erst entstehen (vgl. Reutlinger 2009).

### 2.3.1 Die Gemeinde als Verwaltungs- und/oder Kulturraum

Während die strukturfunktionalistische Gemeindekonzeption<sup>7</sup> zum Ziel hatte, so etwas wie eine Theorie der Kommune zu entwickeln, aus der heraus man „*Gemeinden in vielen Abstufungen*“ (Warren 1970, S. 23) und nach differenzierenden Merkmalen<sup>8</sup> zu fassen imstande ist, schlugen kulturwissenschaftliche Konzepte vor, diese selbst immer nur als vorläufiges Forschungsfeld zu betrachten, als „*kulturellen Mikrokosmos*“, als „*Muster für einen weiteren Kreis*“ (Kö-

---

7 Dieser wird auch R. L. Warren zugerechnet. So schlug Warren (ebd.) vor, Gemeinde stets entlang einer Reihe standardisierter Idealtypen zu clustern, um später über jeden Typ verallgemeinbare Aussagen treffen zu können. Insgesamt sollten auf diese Weise gemeindeforschungswissenschaftliche Forschungsfragen prinzipiell auf generelle Beziehungen beschränkt bleiben, die für alle Gemeinden gelten, unabhängig von den zwischen ihnen bestehenden wichtigen Unterschieden.

8 Einen weiteren frühen Versuch der Lösung der methodischen Probleme im Hinblick auf das Konzept der Gemeinde bildete der Ansatz von Stein (1960), der mithilfe der Begriffe „*Urbanisierung, Industrialisierung und Bürokratisierung*“ eine Dimensionalisierung von Gemeinde als Forschungsentität vornahm.

nig 1972, S. 7) zu nehmen. Gemeinde wird hier in der Regel in Isomorphie zu „informellen Freundesgruppen“ betrachtet und gleicht damit anderen zuvorderst in ihren Interaktionsmustern und nicht in erster Linie in ihren (Verwaltungs-)Strukturen. Wo also eine Verwaltungseinheit „Gemeinde“ gegeben ist, muss aber noch lange keine „soziale Einheit der Gemeinde“ im sozialwissenschaftlichen Sinne vorhanden sein, weshalb jede Untersuchung streng genommen mit dem Nachweis beginnen müsste, dass *„eine soziale Wirklichkeit dieser Art tatsächlich vorhanden ist“* (König 1972, S. 2). Wie König (1958) in „Grundformen der Gesellschaft“ betonte, ist eine Gemeinde stets ein Abbild einer globalen Gesellschaft in einer kleinräumigen Lokalität mit unterschiedlichen sozialen Funktionen, sozialen Gruppen und sozialen Einheiten mit vielzähligen und -fältigen sozialen Interaktionen und geteilten Verbindungen, sowie Wertsetzungen, Symbolen und Institutionen (König 1958, S. 28).

Demgemäß sind Gemeindestudien – idealtypisch gesprochen – Methoden, in denen soziale Interaktionen und Strukturen als Prozesse untersucht werden können, um sie in ihren komplexen Verflechtungen bzw. Auswirkungen fassbar zu machen. Gerade aufgrund der lokalen Begrenzung der Spezifik einer Feldstudie für ein größeres gesellschaftliches Ganzes, in das die Gemeinde in der Regel eingebunden ist, ermöglicht eine Community Studie die Chance, Komplexität *„in concreto“* (Häußermann/Siebel 2004, S. 82) zu beschreiben und die Erkenntnisse dabei immer wieder an verallgemeinernde Theorien anzubinden. *„Die lokale Begrenzung der Perspektive in einer Gemeindestudie richtet sich auf jenen Ort (...), an dem die Gesellschaft im Ganzen als höchst komplexes Phänomen unmittelbar anschaulich wird“* (König 1958, S. 9).

Das Anliegen dieser Untersuchung besteht nicht darin, *„über Dörfer“* (Geertz 1983, S. 32) zu forschen, wenngleich auch in Dörfern erhoben wurde. Clifford Geertz (1983/1994) folgend müssen in einer vergleichenden Gemeindestudie andere als lokale Details in den Blick genommen werden, insbesondere solche, die eine andere als eine *„parrochiale Reichweite“* (ebd.) haben. Auch diese Gemeindestudie hat zum Ziel, nicht nur lokaltypisches Wissen zum Vorschein zu bringen und dort zu verharren, sondern es geht dabei um die Entwicklung von typifizierenden Aussagen über Kommunen und deren Hilfe-Diskurse, die Hilfe-Praxen im kontrastierenden Vergleich sichtbar werden lassen.

### 2.3.2 Definition „Gemeinde“

Wenn wir dem zu Folge von Gemeinde schreiben, so sind wir nicht nur dabei deren Struktur in ein Verhältnis zu den Strukturen anderer bzw. zu einer größeren globalen Gesellschaft (Region, Provinz, Nation) zu bringen, sondern wir müssen auch bestimmte *Werte und Normen* erfassen, die mit Kommunen verschränkt werden. Mit König (1972, S. 7) zum Ausdruck gebracht, ist Gemeinde

als eigene „*Mikrokultur*“ (ebd.) zu verstehen, in der Örtlichkeit eine entscheidende Rolle spielt. Von Bedeutung ist dabei das „Prinzip der Gesellung“ selbst, also das, wie sich Gruppen und Gemeinschaften bilden. Diese Praxis entwickelt sich ja weder unmittelbar und zwangsläufig aus der Nachbarschaft, aus der Gruppe oder aus einer Teilgruppe selbst, sondern läuft nach einer bestimmten Regelmäßigkeit ab, die dem Zusammenfallen von lokalen und/oder geographischen Gegebenheiten und allgemeinen sozialen Merkmalen folgen. Erst in der Verschränkung von lokaler Siedlung und erlebter Nachbarschaft kann man von Gemeinde sprechen und kann eine solche auch empirisch gefasst werden als „*symbolische Konstruktion*“ (Brauer 2005) eben dieser jeweiligen Gemeinde, welche sich durch und in Interaktionen der Mitglieder reproduziert und welche sich als gemeinsame definitorische Basis in Gestalt von zentralen Kulturwerten der Gruppe manifestiert.

*„In sociological definitions of the community ... and in actual uses of this term in ordinary language and thought..., one element stands out: the substance of community is social interaction“* (Wilkinson 1991, S. 11).

Gemeinde ist dabei „*eine mehr oder weniger große, lokale und gesellschaftliche Einheit, in der Menschen zusammenwirken, um ihr wirtschaftliches, soziales und kulturelles Leben zu fristen*“ (König 1958, S. 20). Sie ist also lokale Einheit, soziale Interaktion und gemeinsame Bindung gleichermaßen, weshalb sie in dieser Rahmung „*niemals Voraussetzung, sondern bestenfalls Ergebnis der Forschung sein*“ (König 1972, S. 4) kann.

Entscheidend ist an dieser Stelle der Anspruch der jeweiligen Gemeindestudie: Geht es um den sozialräumlichen Zusammenhang einzelner Siedlungen, Städte und Regionen als Fokus der Forschung (vgl. Herlyn 1993, S. 246 zitiert nach Brauer 2005, S. 19) oder steht sie selbst als ein mögliches Untersuchungsfeld im Vordergrund, innerhalb dessen andere als die Kommune selbst betreffende Phänomene untersucht werden sollen. Erstere Ansätze sind in der Regel die sozialplanerischen und sozialpolitischen Erfassungen, von denen eingangs die Rede war. Diese bilden aber nicht diejenigen Themen ab, die als richtungweisend für Fragen personenbezogener Hilfe ausbuchstabiert wurden. So ist aufgrund der Analyse kleinräumiger Areale und ihrer Hilfe-Praxen bekannt, dass personenbezogene Hilfe nicht grundsätzlich den Prinzipien funktionaler Arbeitsteilung folgt und dass enorme kommunale/regionale Unterschiede bei der Gewährung (auch von professioneller) Hilfe vorliegen (Brandstetter/Stemberger 2011). Deutlich wird, wie bei gleichen wohlfahrtsstaatlichen Anspruchsvoraussetzungen die Gewährung bestimmter Leistungen oft lokal bzw. regional variiert, sowie dass manche Hilfeprozesse nur in bestimmten Regionen wirksam werden (können) und dass an einem Ort Reziprozitätserwartungen eingelöst werden, an anderen Orten dagegen unerfüllt bleiben.

Will man also die Ausgestaltung von Hilfe-Interaktionen in einer Gemeinde beforschen und dabei Hilfe-Handeln aber nicht nur als Frage der (gerechten) Verteilung sozialpolitisch fassen, so braucht man dafür vergleichende Studien über die Gemeinde (oder andere institutionelle Netzwerke). Es geht bei jedweder Hilfe nicht bloß um die Verteilung eines knappen Gutes, sondern vielmehr um die soziokulturelle Eigenart der jeweiligen Beziehungsmerkmale, um Praxen des sozialen Tauschs (vgl. Mauss 1990), der organisationspädagogischen Gestaltung (vgl. Weick 1985; Wolff/Scheffer 2003), die sich in unterschiedlicher Weise manifestieren. Diese können sich regional, durchaus auch kommunal, zu einer regelrechten „Mikrokultur“ herausbilden.

In der einschlägigen sozialpädagogischen Forschung wurde die Untersuchung von Unterstützungshandlungen bislang vor allem in zweierlei Hinsicht vorgenommen. Zum einen waren es Arbeiten zum „sozialen Ehrenamt“ als Interaktionsform, wobei Rückerstattungserwartungen von Hilfe systematisch in ihrem sozialräumlichen Kulturbezug analysiert wurden (vgl. Rauschenbach/Müller/Otto 1992, S. 226). Zum anderen war es die Frage nach der Eigenart des sozialen Tauschs im „ländlichen Dorf“ (vgl. Gängler 1993; Lange 2000), welche richtungsweisende empirische Arbeiten in der Sozialpädagogik hierzu hervorbrachte.

In beiden Zugängen wird Hilfe bereits als ein über reines Unterstützungshandeln hinausgehendes Prinzip gefasst: als eines, das Gestaltungsfragen in und von Gemeinden sichtbar macht und das auf diesem Weg Rückschlüsse auf die Hervorbringung des Interaktionsgefüges einer Kommune selbst zulässt. Insofern kommt der Helfeforschung auch im Hinblick auf deren organisationsanalytische Bedeutung ein zentraler Stellenwert zu, liefert sie doch Einblick in das, wie „Gemeinschaft“ überhaupt (mit)hergestellt, gestaltet und aufrechterhalten wird.

### 2.3.3 Die Gemeinde als „Landgemeinde“

Angesichts der Gefahr der Verdinglichung raumbezogener Studien gilt es insbesondere bei der Passung Stadt-Land problematische epistemische Implikationen zu beachten (vgl. Tovey 2001; Ipsen 1991). Dementsprechend können Unterschiede in den ‚Hilfe-Kulturen‘ nicht durch vermeindliche „Stadt-Land-Unterschiede“ erklärt werden. Auch wenn in Gemeindestudien internationaler Prägung nicht grundsätzlich zwischen stadtsoziologischen und jenen der sogenannten „ländlichen Soziologie bzw. der Agrarsoziologie“ unterschieden wird, und René König sogar empfiehlt, hier keine substantiellen methodologischen Unterschiede zu machen, ist aktuell von einer „schwindenden sozialwissenschaftlichen Relevanz der Befassung mit ländlichen Räumen“ (vgl. kritisch dazu Wiesinger 2003) auszugehen. Wissenssoziologisch betrachtet, verbindet man mit dem ländlichen Raum und mit „*ländlicher Lebensweise*“ (Tovey 2001, S. 7) spe-

zifische symbolische Bedeutungen und Wertvorstellungen. Diese prägen wiederum diejenige Art und Weise, wie die LandbewohnerInnen ihr Leben wahrnehmen. So dient gelegentlich die Unterscheidung zwischen dem „Ländlichen“ und dem „Urbanen“ dazu, dem Ländlichen vielfach Inhalte zuschreiben und das auch für bestimmte Zwecke zu instrumentalisieren (vgl. Tovey 2001, S. 7 ff.).

Die insgesamt geringe sozialwissenschaftliche Befassung mit dem Verhältnis von Land-Stadt wird auch häufig auf die umfassenden „sozialökonomischen Umschichtungen auf dem Lande“ (vgl. Zazula 1977, S. 4) zurückgeführt und nicht problematisiert (vgl. Ipsen 1991). Auch sind zahlreiche Engführungen mit der Feststellung einer „abnehmenden Bedeutung ländlicher Zonen“ (vgl. Rudolph 2001; Böhnisch 1992) verbunden. Die breit rezipierte Konzeption der „Raumtypen“ bzw. „Stadtregionsgliederungen“ (vgl. Fuchs 1983) macht Glauben, dass das „Ländliche“ definatorisch fassbar<sup>9</sup> sei. Sie geht davon aus, dass eine Kartographie in die Zonen der städtischen Räume, in diejenigen der stadtnahen Pendleräume, in jene der ländlichen Industrieräume, sowie in solche der industriearmen Agrarräume möglich sei. Diese Argumentationslinie wurde weit über die 1980er hinausgehend fortgesetzt und implizierte eben auch eine rangspezifische Hierarchisierung dieser Raumtypen in absteigender Art.

Was Ipsen in seinem Aufsatz über die Beziehungen zwischen Stadt und Land schon 1991 problematisierte, gilt demgemäß auch heute noch: Als Konsequenz theoretischer und forschungspraktischer Engführungen und einer unterbelichteten (kultur-)analytischen Befassung mit Themen und Fragen des ländlichen bzw. des kleinräumigen Raums über viele Dekaden hinweg, war dieser sich „weitgehend selbst überlassen“ (ebd., S. 121). Strukturpolitisch, sowie empirisch wurde dann oft von den vor Ort auffindbaren Sozialformen und kulturellen Codes (bspw. das Dorf als Institution nachbarschaftlicher Solidarität und sozialer Kontrolle, sowie intimer Feindschaft) als Vergesellschaftungsprinzip

---

9 Selbst quasi-charakteriologische Definitionen von Land- und Stadt-Gefügen wurden vielfach ohne empirische Fundierung festgeschrieben. So definierten Studienschriften, dass sich Bevölkerungen des Landes in einer relativen Abgeschlossenheit befunden hätten und mit sozialer Transformation *zunehmend* von der „städtischen Gemeinschaft“ (Zazula 1977, S. 5 ff.) geprägt seien. Der sozioökonomische Transformationsprozess und der Rückgang des Agraranteils wurden vielfach so erklärt, dass es „*ein* Verhältnis, *eine* Beziehung zwischen Stadt und Land gäbe“ (Ipsen 1991, S. 118). Unbeachtet bleibt dabei vielfach die Tatsache, dass der traditionell sozioökonomische Sektor sowie der industrielle seit der Mitte des vorletzten Jahrhunderts weitgehend nebeneinander existiert haben und dass sich eben der traditionelle Sektor, die Landwirtschaft, das Handwerk und Teile des Handels nicht nur im ländlichen Raum befunden haben, wenngleich sie auch dort am festesten verankert waren. Unterbelichtet blieb nicht nur die Engführung des Begriffs vom „städtisch-ländlichen“, sondern auch die unzureichende Gleichsetzung von Gemeinschaft mit Lebensraum.

ausgegangen und in öffentlichen Diskursen, sowie in sozialwissenschaftlichen Fachdiskursen reproduziert ohne die eigentliche epistemische Voraussetzung in Gestalt des problematischen „Stadt-Land-Zweigestirns“ wissenssoziologisch zu hinterfragen. Ipsen (vgl. ebd.) kritisiert diese Engführung und führt an, dass damit die quasi-charakteriologischen Definitionen von Land- und Stadt-Gefügen zumeist ohne empirische Fundierung fest- bzw. fortgeschrieben wurden.

Auch Häußermann/Siebel (2004) kritisieren, dass der hoch-dynamische Prozess der Verstärkung oftmals mit einem gesellschaftlichen Mega-Trend der Urbanisierung gleichgesetzt wurde. Die damit in die sozialwissenschaftlichen Begriffssetzungen übernommenen Engführungen wirkten in den Arbeiten zu den „Stadt-Land-Problemen“ nach. Indem Dorf- und Gemeindestudien „das Land“ zum Objekt von Entwicklungsstrategien werden ließen, rekurrierte man auf die Logik von Raumhierarchien bzw. einer nach innen gewendeten Raumordnung, einer – wie Ipsen (1991, S. 118) schreibt – „inneren Kolonialisierung“. So wurde insbesondere auch mit dem Konzept der Strukturschwäche diese Logik transportiert. Diesen gedanklichen Werkzeugen liegt eine begriffliche Engführung des Konzepts der Gemeinde insgesamt und der „Landgemeinde“ im Besonderen zugrunde.

## 2.4 Hilfe-Prozesse in Community Studies: Forschungs- und Handlungsperspektiven

Um Hilfe-Praxen als „Gemeindeaktionen“ (Warren 1970, S. 226) bspw. in Gestalt von Kampagnen, Arbeitsgruppen, Zielfindungsprozessen, einzelnen personenbezogenen Hilfen, u. a. systematisch untersuchen zu können, bedarf es verschiedener theoretisch fundierter Konzepte, die aus Organisationsanalyse, aus Sozialpädagogik, aus Sozial- und Tauschtheorien bezogen werden können und die anschlussfähig sind für empirisch erfahrbare Phänomene<sup>10</sup> in den Feldern. Warren, der noch vor dem Hintergrund einer strukturfunktionalistischen Schule der Soziologie argumentierte, regte bereits an, diverse Ansätze transdisziplinär<sup>11</sup> in die Forschung über und zur Gemeinde zu integrieren, um so auf

---

10 Insgesamt kritisiert Roland L. Warren die tendenziell moralisierende Betrachtung von sozialen Phänomenen rund um den Themenkomplex der Gemeinwesenarbeit. Eine solche sei zwar in der Regel besser anschlussfähig an die Prämissen einer sozialen Bewegung, an gemeinwesenspezifisch durchgeführte Aktionen als eine abgesicherte Theorie und würde qua Moralisierung und Emotionalisierung eine Chance erweisen, bestimmte Kräfte innerhalb einer Gemeinde zu mobilisieren. Sie würde es aber in weiterer Folge verunmöglichen, empirisch gesichertes Wissen rund um Veränderungsprozesse in und um Gemeinden zu generieren.

11 Vgl. dazu die Empfehlung Christian Reutlinger 2009, S. 104.